

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Edelweiß. Eine Erzählung aus dem Hochgebirge

urn:nbn:de:bsz:31-62031

ist mit uns und schützt uns. Das machte auf den in seiner Art frommen Alexander einen tiefen Eindruck. Er gab Befehl, die Bauernschar im Kaukasus anzusiedeln. Es hat die russische Regierung wohl eine halbe Million Papierrubel gekostet, aber das Kapital war gut angelegt. Wenn der Zar nur drei Millionen Schwaben in den Kaukasus hätte schicken können, statt der drei Tausend! Es würde dort anders aussehen als heute! Underthhalb Jahre waren die Schwaben auf der Wanderschaft gewesen. Ihre ersten Hütten bauten sie aus Weidengeflecht, mit Heu zugedeckt. Unter größten Anstrengungen und Entbehrungen haben sie den überaus fruchtbaren Boden von dem wilden Gestrüpp befreit, die giftigen Sümpfe ausgetrocknet. Manchmal mußten sie wohl den Spaten wegwerfen und die Flinte ergreifen, wenn die Sturmglöcker heulten und die Kurden- oder Tarenhorben heranzustaunten. Aber sie haben es erreicht, im fernen Osten eine neue deutsche Heimat zu gründen. Wie seltsam! Ein Vater teilte einst seinen Söhnen im Testament mit, daß im Weinberg ein Schatz verborgen sei. Die Söhne gruben und gruben Tag und Nacht, fanden aber nichts. Nur daß der umgegrabene Boden jetzt doppelten Ertrag gab. Und das hatte der kluge Vater gemeint. So wollten die Schwaben im fernen Osten das Paradies erwarten. Es kam auch, aber nicht aus den Wolken des Himmels, sondern aus den Schweißtropfen, die auf den harten Erdboden flossen. Über dem Warten haben sie selbst geschaffen, was sie erwarteten.

Wenn dieser Kalender zu den deutschen Landsleuten im Kaukasus sich verirrt, so grüßt der Hinkende die wackern Schwaben mit treuem deutschen Gruß! Was sind wir doch für Kerle, wir Deutschen!

Edelweiß.

Eine Erzählung aus dem Hochgebirge.

Es war im Herbst. Auch heuer hatte Fürst Sch. sein Jagdhaus im Hochgebirge wieder für mehrere Tage bezogen, um, wie alle Jahre, einige Gemsgajden im eigenen Revier abzuhalten. Es lag, rings von hohen, ersten Berggipfeln umgeben, am Ende eines schmalen Gebirgstales. Außer diesem ausschließlich von der fürstlichen Familie bewohnten Hause bestand noch ein zweites kleineres, welches für die Gäste und die bei der Jagd beteiligten Forstbeamten bestimmt war. Einige Sennhütten, welche die beiden Häuser umgaben, vollendeten diese kleine menschliche Ansiedlung inmitten der gewaltigen Natur.

Der erste Jagdtag war vorüber. Die Sonne sank bereits hinter die Felswände der westlich gelegenen Berge, obwohl es noch nicht spät am Nachmittag war. In das enge Tal schien sie jedoch nur wenige Stunden. Jetzt bot der sonst so einsam abgelegene Talkeßel ein Bild regen Lebens. Von den Hängen ringsum stiegen Schützen und Treiber in malerischer Gebirgsdracht zu den beiden Häusern herab, vor welchen es von geschäftigen Menschen wimmelte. Die hungrigen Treiber und Jäger scharten sich um die großen Kessel,

in welchen auf offenem Feuer ihre Kost bereitet wurde. Die Jagdgäste saßen vor ihrer Hütte bei der schon vorbereiteten Mahlzeit, besprachen eifrig ihre einzelnen Erlebnisse der heutigen Jagd, wobei man es mit der Wahrheit oft nicht allzu genau nahm. — Die fürstlichen Forstbeamten überwachten das Abladen des zur Strecke gebrachten Wildes, das vor das große Jagdhaus angefahren wurde. In zwei Reihen lagen die Gemsen, der Größe nach geordnet, außerdem noch einige Alpenhasen und Schneehühner.

Auch die fürstliche Familie und einige geladene Gäste saßen beim Speisen. Jetzt trat der Forstmeister ein und meldete die Strecke. Der Fürst trat heraus; er war ein Mann in der Mitte der sechzig, eine stattliche Erscheinung, den die Jahre wenig gebeugt hatten. Ihm folgte seine Gemahlin, welche sich mit ihrer Tochter heuer ebenfalls an dem Jagdausflug ins Hochgebirge beteiligt hatte. Auch sie war eine anmutige, noch schön zu nennende Dame anfangs der fünfzig. — Ihre Tochter war ihr wie aus dem Gesicht geschnitten, von schlankem Wuchs und mit einer Fülle kastanienbrauner Haare, welche ein edel geformtes Gesicht umrahmten. Die großen braunen Augen mochten bei der Mutter, als sie ein neunzehnjähriges Mädchen war, ebenso lebenslustig in die Welt gesehen haben wie jetzt bei der Tochter. Auch die jungen Prinzen, lauter schlank, aristokratische Erscheinungen, traten mit den übrigen aus dem Haus.

Die anderen Jagdgäste kamen von der unteren Hütte ebenfalls zur Strecke herauf. Einige junge Aristokraten hatten sich der Prinzessin angeschlossen und machten über das erlegte Wild ihre Bemerkungen, besonders bei solchen Stücken, von denen einer der Herren behauptete, daß er es erlegt, wurde länger stehen geblieben und der Schuß sowie alle anderen Einzelheiten aufs eingehendste erklärt. Unter anderen war es der junge Graf P., ein Regimentskamerad des einen der Prinzen, eine etwas allzu schlanke Gestalt, die den Kavallerieoffizier sofort erkennen ließ, welcher sich in weidmännischen Ausdrücken besonders gefiel. Der tadellose, etwas stuberhafte helle Sommeranzug, die gelben Schuhe und die gestärkte weiße Wäsche nahmen sich zu dem Hirschfänger, welchen alle Herren bei der Strecke trugen, höchst absonderlich aus, es dürfte diese gesuchte Zusammenstellung von ihrem Träger jedoch gerade deshalb gewählt worden sein.

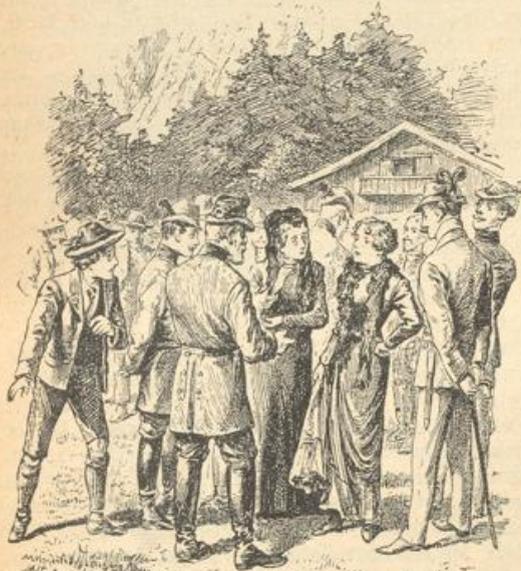
Als der Fürst und seine Gäste die ganze Strecke abgeschritten hatten, trat der Forstmeister auf ihn zu, nahm den Hut ab, was alle mit Ausnahme des Fürsten und der Prinzen als Jagdherrn taten, sagte die Zahl der erlegten Stücke an und überreichte nun zuerst den Damen und sodann allen Schützen den Kiefernbruch. Rings um diese Gruppe hatte sich eine andere gebildet. Die Jäger und Treiber standen dichtgedrängt umher, um das ihnen so fremde Schauspiel mitanzusehen. Die wettergebräunten, knochigen Gesichter bildeten einen eigentümlichen Gegensatz zu den feinen aristokratischen der fürstlichen Familie und ihrer Gäste.

Unter den Jägern befand sich auch ein junger

Bursche von kaum zwanzig Jahren. Sein sonnenverbranntes Gesicht und die großen dunklen Augen und schwarzen Haare von südländischem Typus waren anders als die seiner älteren Genossen, welchen man die geborenen Gebirgsbewohner sofort ansah. Er war der jüngste unter denselben und mischte sich wenig in ihr Gespräch. Manchmal überflog sein schwärmerischer Blick die Gruppe der Herrschaften und blieb dann stets wie gebannt an der herrlichen Gestalt der Prinzessin haften.

Unterdessen war es Abend geworden. In das enge Gebirgstal fielen bereits die tiefen Schatten der Berge und die Treiber hatten weiter unterhalb ein großes Feuer angezündet.

Die Gesellschaft begab sich dorthin, um mit allerlei Kurzweil die Zeit zu vertreiben. Einige der älteren



„Von dort möchte ich Edelweiß haben, und wenn es nur ein Stern wäre.“

Herrn erzählten lustige Anekdoten, andere gaben Dialektkünste zum besten, wieder andere berichteten von den haarsträubendsten Abenteuern, die sie als Jäger oder Bergsteiger erlebt haben wollten.

„Es ist doch auffallend,“ erwähnte unter anderem die Fürstin nach einer längeren Erzählung des Grafen P., in welcher er seine Kühnheit etwas stark herausgestrichen hatte, „daß man hier, wo doch gewiß viele gute Bergsteiger zu finden wären, welche die Gefahr des Pflückens nicht scheuen würden, die Königin der Alpenblumen, das Edelweiß, gänzlich vermisst.“

„Es wäre hier schon zu finden,“ erwähnte jetzt der Forstmeister, welcher auch der Gesellschaft beigezogen worden war, „allein es wächst nur auf einigen Kalkadern, welche das Schiefergebirge stellenweise durchziehen. Diese Plätze sind jedoch auch für die kühnsten Bergsteiger fast unmöglich zu erreichen.“

„Von dort möchte ich Edelweiß haben,“ rief plötzlich Prinzessin Anna, welche bisher stumm zugehört hatte, „und wenn es nur ein Stern wäre.“

„Aber, Kind, wie darfst du so etwas wünschen,“ unterbrach sie die Fürstin, „ein Menschenleben kann an einer solchen Blüte hängen.“

„Gerade das reizt mich,“ erwiderte das verzogene Töchterchen. „Wer von den Herren würde es wagen und für mich hinaufklettern,“ warf sie darauf tolett hin.

„Kind, sprich nicht so frevelhaft,“ unterbrach sie jetzt in etwas ernsterem Tone die Fürstin. „Wie leicht könnte es einem dieser jungen Tollköpfe einfallen, deinen Wunsch ernst zu nehmen und es versuchen, wirklich hinaufzuklettern.“

Die Prinzen versicherten scherzhaft ihrer Schwester, daß sie gewiß keinen Versuch machen würden. Einige andere Herren versprachen dies ebenfalls. Graf P. glaubte, sich der Prinzessin anschließen zu müssen, und erwiderte, es wäre ja vielleicht kein so großes Wagnis, hinaufzusteigen, doch wurde er von den übrigen seiner Prahlerei wegen ausgelacht.

Das Gespräch wendete sich nun anderen Dingen zu, und da sie daselbe nicht interessierte, flog der Blick der Prinzessin gelangweilt über die Gestalten der Jäger und Treiber, welche nach Art der Gebirgsbewohner stumm dem Gespräch der Herrschaften lauschten. Plötzlich wurde sie durch zwei große schwarze Augen gefesselt, welche schwärmerisch an ihren Jüngen hingen. Es waren die des jungen Jägerburschen Franz, der so wie die übrigen jedem Wort jenes Gespräches gefolgt war. Ein eigentümlich mitleidiges Lächeln umspielte ihren Mund. Nun wurde sie jedoch wieder in die Unterhaltung gezogen, und bald waren jene Augen vergessen. Indessen war es ganz finster geworden, und der große Holzstoß flammte daher um so heller auf, die ganze Gruppe phantastisch beleuchtend. Der Fürst forderte die Leute auf zu singen, und bald tönten deren Jodler in die stille Nacht hinaus.

Es bot einen seltsamen Anblick, wie sich hier in dem sonst so einsamen Gebirgstal so verschieden geartete Menschen zusammenfanden, von denen die einen die höchsten Ansprüche an das Leben stellten, während die anderen keinerlei Luxus kannten und ihre ganze Welt nur ihre Hütten und die umliegenden Berge waren. Sie verstanden sich gegenseitig nicht, beide standen einander fremd gegenüber, und die einen sahen in die Welt der anderen, wie etwa der Eskimo den Morgenländer oder dieser jenen und seine Gebräuche anstaunt, ohne zu begreifen, wie man auf dessen Art leben könne.

Der Holzstoß fing an zusammenzusinken. Ein Stamm nach dem anderen fiel in die Glut hinab und dann sprühten jedesmal haushohe Feuergarben empor. Noch einzelne Äste standen wie Gerippe gen Himmel ragend, von Glut und Flammen umzüngelt, bis auch diese hinabsanken und nur der Feuerherd fortprasselte und glühte.

Die fürstliche Familie erhob sich, und als diese

gegangen war, zogen sich auch bald alle Gäste zurück. Die Jäger und Treiber, welche sich in der nahegelegenen Sennhütte noch mit Tänzen unterhielten, gingen auch weg, bis es endlich um das verlöschende Feuer ganz stille wurde.

Nur einer, Franz, saß noch einsam da und blickte mit seinen schwarzen Augen unverwandt in die Glut. Immer dunkler und dunkler wurde es um ihn her, und als endlich von dem Feuer nur noch einige glühende Kohlen übriggeblieben waren, die aus dem Qualm und der Asche wie die Augen eines Raubtieres hervorlugten, da erhob auch er sich. Von den Sennhütten tönten gedämpfte Freudenrufe und Gelächter herüber und über ihn spannte sich der dunkle Nachthimmel mit seinen tausend und aber tausend Sternen.

Er begab sich auf sein Heulager. Doch auch dort konnte der müde Körper lange keine Ruhe finden, und als endlich der Schlaf seine Rechte fand, da umspielten noch phantastische Träume die rege Phantasie. Ihm war, als stünde er auf dem Rande einer steilen Felsenklippe und die Alpensee reiche ihm eine Edelweißblüte, und diese Fee hatte die Züge der Prinzessin Anna. —

Es graute der Morgen, im Talgrund brauten die Nebel und nur einzelne Sterne glänzten noch vereinsamt am Firmament. — Franz kletterte von seinem Heuboden herab, er war der erste wach, ringsum herrschte die größte Stille, alles schlief noch. Es ließ ihm keine Ruhe, er mußte empor zu jenen weißen Felsen, auf denen, wie er gehört, Edelweiß wachsen sollte. Und kostete es ihm auch das Leben, er konnte nicht anders. Er dachte nicht an seine alte Mutter, welche ihn so sehr liebte, er dachte auch nicht darüber nach, was er eigentlich bezweckte, er dachte überhaupt sonst an nichts mehr, sein ganzes Denken und Sinnen beschäftigte sich nur mit dem einen holdseligen Bilde. — Ein unbegreiflicher Drang riß ihn fort und er folgte willenslos.

Obwohl in diesem Tal nicht gut bekannt, wußte er doch die Stelle, welche ihm gezeigt worden war, und als geübter Bergsteiger schritt er rasch empor. Zuerst führte der Weg über den Reistieg, auf welchen die Herrschaften zu ihren Ständen gelangten, dann mußte er den Bergrücken übersetzen, von wo jene weißen Felsen bereits herüberblickten. Diese bestanden aus Kalk und krönten eine hohe Glimmerchieferwand, von deren Schwärze sie grell abstachen. Nun ging's abermals steiglos über Geröll und Felstrümmer ins Tal hinab, und endlich stand er am Fuße der schwarzen Wand, welche steil und unnahbar vor ihm aufstieg. Sie kam ihm vor wie die Mauer einer unersteigbaren Burg, die ein Riese zu Schutz und Trutz erbaut hatte und hinter welcher eine verunschene Prinzessin gefangen saß. Er suchte lange nach einem Eintritte, endlich hatte er einige Griffe entdeckt, mit Hilfe derer er sich auf ein schmales Felsenband empor schwang, welches schräg aufwärts zu jenen weißen Felsen führte.

Mit sicherem Tritt und Griff kletterte er empor. Doch jetzt war jenes Band zu Ende und setzte sich

erst mehrere Schritte weiter drüben fort. Vor ihm fiel die glatte Felswand ab, er hätte einen fürchterlichen Sprung wagen müssen. Und nur auf diesem Wege konnte er zu den Felsen gelangen. Verzweifelt sah er sich nach einem Übergang um, doch als er die senkrecht aufsteigende Wand emporblickte, entrang sich ihm plötzlich ein Freudenjauchzer, denn nur wenige Meter oberhalb, an einer kleinen, mit Gras bedeckten Stelle nichte ihm ein ganzer Strauß Edelweiß entgegen. Es hatte sich hier jedenfalls in einer Mulde Kalkschutt angeammelt, auf welchem daselbe nun üppig wuchs. Rasch und behende wie eine Kacke war er droben, pflückte den kostbaren Fund, steckte ihn auf den Hut, und nun ging's wieder talab, mit freudiger Seele den Hütten zu.

Er kam noch früh genug; zwar sah man in dem unteren Hause schon einige Leute geschäftig hin und her gehen, allein im oberen schien noch alles ruhig. Franz schlich leise um das Haus herum an jene Längsseite, wo er das Fenster zum Schlafgemach der Prinzessin wußte. Ringsum herrschte lautlose Stille, das Fenster stand offen, nur ein leichter Vorhang verbarg sein Inneres den Blicken des Lauschers. . . . Er legte zitternd das Sträußchen auf das Fensterbrett und verschwand sodann lautlos, wie er gekommen.

Ein herrlicher Morgen zur Jagd. Es wird überall lebendig. Hier und da sieht man schon einen der Jagdgäste zum Brunnen wandern, um dort Toilette zu machen, eine höchst unangenehme Vereinfachung dieses Morgengeschäftes, welches auch manchen Seufzer kostet, da es jedoch zur Poesie der Jagd im Hochgebirge gehört, mitgenommen werden muß. Auch vor dem oberen Hause laufen die Diener mit Kleidungsstücken, mit Gewehren und anderen Dingen geschäftig hin und her.



Er legte zitternd das Sträußchen auf das Fensterbrett.

Der ganze Hügel gleicht einem Ameisenhaufen, so wimmelt und hastet alles durcheinander. Nun kommen einige der Jagdgäste herauf, die Prinzen treten aus dem Haus und begrüßen sie, bald findet sich auch der Fürst ein, man bespricht die kommende Jagd und ihr voraussichtliches Ergebnis. Die Jäger der einzelnen Herren bringen deren Gewehre und Mäntel, unter ihnen auch Franz, welcher einem der Prinzen als Führer und Gewehrträger zugewiesen ist.

Jetzt tritt auch die Fürstin mit ihrer Tochter heraus. Die Damen begrüßen freundlich die Anwesenden. Die Prinzessin hält Franzens Sträußchen in der Hand. Mit einem reizenden, schelmischen Blick überfliegt sie die erstaunten Gesichter und fragt dann, die Blumen in die Höhe haltend: „Wem von Ihnen habe ich diese reizende Gabe zu danken? Ich bin wirklich hocherfreut, daß ein so flüchtig von mir hingeworfener Wunsch, den ich schon längst wieder vergessen, eine so rasche Erfüllung gefunden. Denn daß das Edelweiß frisch gepflückt ist, beweisen mir die noch weichen Stiele und ihr duftiges Aussehen.“

Die Herren blickten einander verwundert an. „Von uns hast du sie nicht erhalten,“ riefen in launigem Ton die beiden Prinzen.

„Dies wußte ich ohne eure Beteuerung,“ gab sie schnippisch zurück, „doch der Spender melde sich, ich bin nicht gewöhnt, Geschenke ohne Dank anzunehmen.“

Einer nach dem anderen versicherte, daß er es gewiß nicht sei, und noch unterhielt man sich darüber, wer es gewesen sein könnte, da kam Graf P. vom unteren Jagdhaus heraufgeschritten. Er hatte zu seiner Toilette länger als alle anderen bedurft, dafür war jedoch auch sein ganzes Aussehen tabelllos. Angefangen von dem grünen Hut mit dem Gernsbart, dem Lobenrock mit grünen Aufschlägen und der steirischen Rückenfalte, den schwarzen Lederhosen und grünen Strümpfen bis zu dem glattrasierten Kinn und dem weißen Seidenhemd war alles, wie eben aus dem Laden kommend und brachte seine elegante Figur zur vollen Geltung.

Lachend rief einer der Prinzen: „Da kommt ja der Held des Tages; wenn man schon so früh Geschenke macht, kann man natürlich nicht zur Zeit fertig sein.“

Höflich grüßte der Angeredete die Gesellschaft, küßte den Damen die Hände und führte sich mit einigen leicht hingeworfenen Einleitungsworten ein. Sein dem Salon angepaßtes Auftreten wirkte hier, in Gebirgstracht und ländlicher Umgebung, nur noch auffallender und, wie es schien, auf die Damen nicht ungünstig.

Als man ihm das Ereignis von dem Edelweißsträußchen erzählte, versicherte auch er, nichts davon zu wissen. Diese Versicherung klang jedoch so zurückhaltend, daß man sie auch für ein Ausweichen hätte nehmen können. Es wäre auch nicht unmöglich gewesen, daß er jene Blumen gebrochen hätte, denn er war ein eifriger Sportsliebhaber, und obwohl man seine Fertigkeit als Bergsteiger nicht kannte, mochte er vielleicht auf diesem Gebiet gewisse Geschicklichkeit besitzen. — Auch wußte man, daß ihm Prinzessin Anna nicht gleichgültig war.

Die Prinzessin schien nicht abgeneigt, dieser Meinung beizutreten, und der schelmische Blick, den sie dem jungen Grafen zuwarf, wurde von diesem wohl verstanden. Doch um sich den Anschein zu geben, als ahnte sie nichts, hub sie nochmals an: „Wenn sich also der edle Spender nicht nennen will, so muß er auf meinen Dank verzichten, denn er kann nicht

verlangen, daß ich ihn errate. Überhaupt finde ich es nicht hübsch, mich Rätsel lösen zu lassen. Will man mir Freude bereiten, so übergebe man mir Geschenke persönlich, nur dann haben sie wahren Wert für mich.“

Etwas abseits von dieser Gruppe unter den anderen Jägern stand Franz. Er hatte alles mit angehört, allein es war ihm, als hätten jene Menschen in einer ganz anderen, unverständlichen Sprache gesprochen. Den Sinn der einzelnen Worte hatte er wohl verstanden, allein ihr Zusammenhang war ihm etwas Unbegreifliches. Diesem urwüchsigen, naiven Naturkind schien jener leichte Gesellschaftston, in dem man Dinge besprach, welche für ihn doch den höchsten Wert besaßen, etwas Unfaßbares. Trotzdem ahnte er es instinktiv, daß die Prinzessin jenen Grafen P. für den Geber der Blumen hielt. Es war ihm selbst nicht klar gewesen, was er mit dem Pflücken des Edelweißes bezweckt habe, er war willenlos dem Drange gefolgt, der ihn emporgetrieben, er hatte nicht auf Dank gehofft, und doch tat es ihm nun unendlich weh, daß sie, für die er sein Leben gewagt, dies nun einem anderen zuschrieb. Das ganze Ereignis, welches für die verwöhnten Stadtkinder nur einen lustigen Scherz bedeutete und halb wieder über anderen Dingen vergessen war, machte auf den jungen Burtschen einen tiefen, erschütternden Eindruck, den er nimmer loswerden konnte. Er haßte den Grafen, und nur der eine Gedanke erfüllte ihn: jenen Irrtum mußte er aufklären.

Nun erschien der Forstmeister, verlas die Einteilung auf die einzelnen Stände, und dies bedeutete den Aufbruch. Unter „Weidmannsheil“-Rufen und Hüttschwenken trennte man sich.

Prinzessin Anna, welche immer einen ihrer Brüder auf den Stand begleitete, ging heute mit ihrem jüngeren, Friedrich, dem Franz als Führer zugewiesen war. Schweigsam schritt er voraus, doch innerlich glücklich, sie geleiten zu dürfen. Bei jedem Schritt, den er machte, suchte er die beste Stelle aus, da er wußte, daß sie den Fuß darauf setzen würde.

Der Stand war erreicht; da das Anstellen der Treiber und Schützen viel Zeit erforderte, mußte man einige Stunden auf dem eine prächtige Aussicht in das Thal gewährenden Platz verweilen. Die Prinzessin unterhielt sich mit ihrem Bruder, Franz saß abseits, und nur hier und da stahl sich ein Blick zu ihr hinüber. Einigemal nahm sie das Edelweißsträußchen in die Hand und betrachtete die einzelnen Blüten, dann durchzuckte es jedesmal schmerzlich das Herz des jungen Mannes.

Auch mit ihm hatte sie einigemal freundlich gesprochen, unter anderem nach den weißen Felsen gefragt. Er war bei ihrer Ansprache nur immer tief errödet und gab kurze, für den, der die Art der Gebirgsbewohner nicht kennt, fast trotzig klingende Antworten. Seine sichtliche Verlegenheit schien ihr Spaß zu bereiten, denn jedesmal, wenn ihr Blick die glühenden Wangen des jungen Burtschen streifte, überflog jenes sonderbare mitleidige Lächeln ihre Züge

Da erscholl der Treibschuß, das Signal, welches der leitende Forstbeamte abgab, um die bei der großen Entfernung nicht anders zu verständigenen Treiber zum gleichzeitigen Ausgehen zu veranlassen. Nun begann die Jagd, in Rudeln kamen die Gemsen die Felsen herab, der Prinz erlegte einige Stück. Die Prinzessin folgte gespannt dem ganzen Vorgang. Bald waren die letzten Schüsse in den Bergen verhallt, und man machte sich wieder zum Heimgang bereit. In dessen zogen schwere schwarze Wolken am Firmament herauf und die schon im Sinken begriffene Sonne sendete noch stehende Strahlen zwischen denselben hervor. Alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß trotz des schönen Morgens schlechtes Wetter eintreten werde. Deshalb beschleunigte man beim Abstieg auch die Schritte, und als man unten angekommen war, hatte sich ringsum alles mit Nebel umzogen und bald strömte ein heftiger Regen herab.

Der Abend verlief recht langsam und wenig unterhaltend für die fürstliche Familie und deren Gäste. Man vertrieb sich mit Gespräch und Kartenspiel so gut als möglich die Zeit. Die Räume waren geheizt worden, denn draußen begann es immer kälter zu werden, was bei Regenwetter im Gebirge häufig der Fall ist.

In einer der Sennhütten tanzten und rauchten die Treiber. Das enge Zimmer war mit Qualm und Dunst erfüllt. — Im Vorraum, in welchem das offene Feuer den Kessel erwärmte, saß Franz und starrte in die Flammen. Die Scene von heute Morgen wollte ihm nicht aus dem Sinn, immer und immer wieder mußte er an die Worte der Prinzessin denken: „Wer meinen Dank will, der muß mir ein Geschenk persönlich übergeben.“ Und der Blick, den sie bei diesen Worten dem Grafen zugeworfen, machte ihm noch jetzt das Blut sieden.

Einige der anderen Burschen, welche sich mit Tanzgen köstlich unterhielten und auch ihn als lustigen Gesprächigen kannten, fragten im Vorübergehen, warum er heute nicht mittue; als er etwas mürrisch erwiderte, lachten sie ihn aus und meinten, hier sei gewiß wieder ein Dirndl im Spiel. Seine Mutter, welche auch hier beschäftigt war, fragte ihn ebenfalls teilnehmend, was ihm denn fehle, allein auch ihr gab er eine unfreundliche Antwort.

Bald darauf erhob er sich, sagte seiner Mutter Gute Nacht und wollte gehen. „Geht schon schlafen?“ fragte sie teilnehmend.

„Ja,“ antwortete er, „ich muß morgen zeitlich heraus.“ Und der Kuß, den er auf ihre Lippen drückte, schien ihr heißer als sonst. Er mochte doch seine frühere Unfreundlichkeit bereut haben, oder hatte ihn etwas anderes hierzu bewegt?

Franz war ihr uneheliches Kind. Sein Vater, den er nie gekannt, war ein Italiener gewesen, und seine Mutter, die denselben nicht mehr vergessen konnte, obwohl er sie treulos verlassen, hatte nicht mehr geheiratet. Ihr Sohn war ihr Alles auf dieser Welt.

Bald hatten auch die übrigen sich müde getanz

einer ging nach dem anderen, und nicht lange darauf lag wieder alles in tiefer Ruhe. Nur der Regen plätscherte eintönig auf die Dächer herab, unter denen die müden Schläfer träumten, und hie und da vernahm man das Kollern und Poltern losgebrochener Gesteins, welches sich von den Felswänden abgebröckelt hatte.

* * *

Ein regnerischer, trüber Morgen. Die Nebel hingen tief herab, der Regen hatte sich gegen Morgen in Schnee verwandelt, und nun war alles bis in das Thal dicht beschneit.

Auf die Anfrage des Forstmeisters hatte der Fürst die Jagd abgesetzt. Es war schon in vorgezügelter Vormittagsstunde, als sich einige Herren zum Besuche der Prinzen im Gesellschaftsraum des oberen Hauses einfanden. Man lachte, scherzte, äußerte zu öfteren Malen den Unwillen über das schlechte Wetter und kürzte sich mit anderen Gesprächsthemen die Zeit.

„Als ich heute morgen das Fenster öffnete,“ erzählte die Prinzessin, „um nachzusehen, ob nicht abermals ein Sträußchen draußen läge,“ setzte sie mit schelmischem Blick zu Graf P. hinzu, „prallte ich, von dem grellen Schneelicht geblendet, zurück.“

„Ja, in den höheren Teilen muß es stark gestöbert haben, besonders in den ersten Morgenstunden brauste und wetterte es fürchterlich, jetzt noch kann man das Abstürzen des losgebrochener Gesteins hören,“ erwähnte der Fürst.

„Die Jäger werden bei der Nachsuche schwere Arbeit haben,“ meinte einer der Prinzen.

Die Leute sind den Kampf mit dem Wetter gewöhnt, auch dürfte von gestern nicht viel Wild zurückgeblieben sein.

„Sie kommen schon,“ rief nun Graf P. und trat zum Fenster, durch welches man einen Zug Jäger erblicken konnte, welche auf einer Reifigtragbahre anscheinend Wild trugen. Da es zu regnen aufgehört und alle froh waren, Abwechslung zu finden, ging die ganze Gesellschaft hinaus, um sie zu erwarten. Von der Anhöhe herab bewegte sich der Zug langsam der Hütte zu. Bald konnte man jedoch gewahr werden, daß das, was die Leute trugen, kein Wild sei. Auf der Bahre lag, mit geschlossenen Augen, Franz, der junge Jägerbursche. Man hatte ihn mit einem Mantel zugedeckt, und nur das bleiche, von dunklen Locken unrahmte Gesicht sah aus dem grünen Reifig hervor.

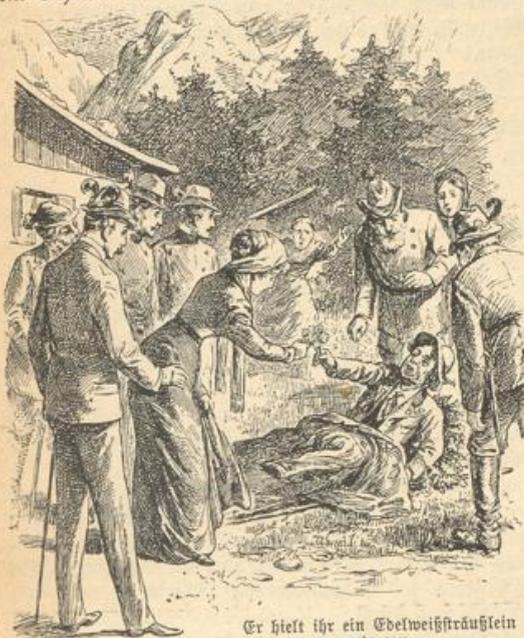
Vor dem Hause angelangt, stellten sie die Bahre nieder.

„Abgestürzt?“ fragte der Fürst einen der älteren Jäger.

„Ja,“ antwortete dieser, „doch muß er schon zeitlich 'nauf sein, weil wir ihn schon fast ganz erstarrt dahinten bei der schwarzen Wand gefunden haben. Er hat dort wahrscheinlich Edelweiß brocken wollen, und halt' a Büschel davon so fest in der Hand, daß ma ihm's nicht wegnehmen kann. Er ist a sehr guater Steiger der Franz, aber heut früh war's halt satvisch schick da droben, aus der Gegend ist er a net und

kennt sich halt net so guat aus da. Es war halt recht unvorsichtig von ihm, das er auffi is."

Jetzt schien der starre Körper Leben zu erhalten, ein Schauer rüttelte ihn. Leises Zucken flog über das



Er hielt ihr ein Edelweißsträußlein entgegen.

bleiche Antlitz, und nun schlug der Verunglückte die Augen auf. Wie aus tiefem Schlaf erwachend blickte er geistesabwesend um sich, er konnte jedenfalls die Situation nicht fassen, die vielen fremden Gesichter verwirrten ihn. Plötzlich blieben seine großen schwarzen Augen wie festgebannt an dem Antlitz der Prinzessin hängen. Einige Augenblicke starrte er sie an, dann umzog es wie Lächeln seinen bis jetzt festgeschlossenen Mund. Er erhob mühsam den Oberkörper, und sich mit dem linken Arm stützend hielt er ihr mit der Rechten ein bis jetzt unter dem Mantel verborgen gehaltenes Edelweißsträußlein entgegen.

Die Prinzessin war auch bleich geworden. Sie stand vor dem ersten traurigen Augenblick in ihrem Leben, der unbedachte Scherz, den ihr eine Laune eingegeben, hatte einen furchtbaren Abschluß gefunden, der Eindruck der Scene überwältigte sie. Doch instinktiv griff sie nach dem Sträußchen.

Da zuckte ein verklärer Freudenstrahl über die Züge des jungen Mannes. Doch nun verließ die Kraft den unterstützenden Arm und er fiel lautlos zurück.

"Franzl, mein armer Franzl," rief da plötzlich eine Stimme, und durch die anwesenden Treiber und Jäger drängte sich eine alte Frau, wie wahnsinnig auf die Bahre losstürzend. Sie faßte das Haupt ihres Kindes und bedeckte es mit Küßen. Wieder öffnete der Sterbende die Augen, und als er die Mutter erblickte, da legte sich ein schmerzlicher Zug um sein Antlitz und zwei große Tränen rannen über

die Wangen. "Ich hab' net anders können, Mutter, verzeih mir's," sagte er dann mit schwacher Stimme.

Jetzt ließ sie ihn sanft niedersinken, noch ein tiefer, herzererschütternder Seufzer rang sich aus der wunden Brust, dann lag eine Leiche auf der Reifigbahre.

Da fühlte plötzlich Prinz Friedrich, wie sich seine Schwester an ihn lehnte, und als er sich umschah, konnte er noch eben rasch genug die Taumelnde aufzufangen.

Indes hatte der alte Jäger den Hut abgenommen und die Hände gefaltet. Alle übrigen folgten dem Beispiel und einige Minuten lang herrschte lautlose Stille, nur von dem Schluchzen der unglücklichen Mutter unterbrochen.

Die Sonne brach durch die Wolken und blickte herab auf ein todbleiches Antlitz. Das heiße, leidenschaftliche Herz hatte ausgeschlagen, kalt lag er da der junge Körper, doch um die blassen Lippen spielte noch im Tode ein glückseliges Lächeln.

Jahrelang blieb das Jagdhaus unbenutzt. Den Fürsten und seine Familie hatte jenes Ereignis tief erschüttert, und da er nicht gerne daran erinnert sein wollte, kam er fast nie mehr in diese Gebirgsgegend.

Der Grund hiervon war weniger das traurige Schicksal des Jägers Franz, sondern mehr noch die Veränderung, welche seit damals mit Prinzessin Anna vorgegangen war. Aus dem lebenslustigen, verzogenen, ja manchmal übermütigen und launigen Mädchen war eine ernste Jungfrau geworden. Als die Zeit herankam, in der ihre Familie sie zu vermählen gewünscht hätte, und man ihr dies andeutete, eröffnete sie derselben den unerschütterlichen Entschluß,

den Schleier nehmen zu wollen. Alle Ermahnungen und Einsprachen waren vergeblich, und so trat sie denn in ein Nonnenkloster.

Die Welt spricht von einer unerwiderten Neigung, die sie gehegt. Manche bezeichnen den Grafen P. als den Gegenstand derselben. Dieser mied nämlich seit jener Jagd die Gesellschaft der fürstlichen Familie.

Vielleicht mochte jedoch auch das Ereignis in dem stillen Gebirgstal ein Grund zu dem Entschluß der Prinzessin gewesen sein. Ihr in übermütiger Laune hingeworfenes Wort hatte ja damals ein Menschen-



leben gekostet, und wenn sie sich auch nicht schuldig fühlte, so durfte dieses tiefernste Schauspiel, ihr, die das Leben bisher nur im Salon und Seidenkleid gekannt, die Augen aufgerissen haben. — Sie verzichtete gerne auf eine Welt, deren Nichtigkeit sie einsehen gelernt hatte.

Am Fuße jener schwarzen Wand steht eine einfache Sedentafel, ein „Marterl“, wie dieselben im Gebirge genannt werden. Darauf befinden sich nur die schlichten Worte: „Hier stürzte Franz Schober, fürstlich Sch—scher Jäger, beim Edelweißplücken ab.“

Was den Jüngling damals in Sturm und Nacht hinausgetrieben zu jenen Felsen, das künden diese Worte nicht. Nur die Stürme sprechen davon, wenn sie um die Zacken und Kanten der zerrissenen Felsklippen sausen und pfeifen, wenn sie an jener Tafel rüttelnd und heulend vorüberbrausen. Sie rufen es sich dann frohlockend zu, daß sie hier ein armes Menschenkind herabgestürzt, eines jener vielen irreführten Opfer, das sich in unwiderstehlichem, unerklärlichem

Drange zu ihnen heraufgewagt.

Der Italiener.

Ein Italiener stand neben der Landstraße im tiefen Dred und besserte eine zerbrochene Wasserdohle aus, mit Siment, wie er sagte.

Kommt der Straßenmeister gegangen, die Hosen in den Stiefeln, den Stock in der Hand. Er bleibt stehen und guckt tief sinnig in das wässerige Loch, in dem der Italiener steht.

Da raffelt's in der Ferne. Aha! Zweispännig: der Kgl. Straßenbauinspektor mit seinem Assistenten. Zugleich fauft daneben an der Station ein Eisenbahnzug an. Der Herr Inspektor hätte ja auch den Zug benutzen können, das hätte den Staat nichts gekostet. Aber zweispännig macht sich's würdiger, auch plästerlicher bei dem schönen Sommerwetter, und gibt besseren Appetit. Der Staat hat ja Geld wie Heu. Was liegt an den lumpigen zwanzig Mark? Andere machen's auch so. Es fragt niemand darnach.

Die Herren steigen aus, begrüßen den Straßenmeister huldvollst.

„Haben Sie das Mittagessen bestellt, Herr Assistent?“

„Jawohl, Herr Inspektor.“

„Auch Forellen?“

„Jawohl, Herr Inspektor.“

Fahrer Sinkender Bote für 1905.

„Das ist sehr wichtig. Der Herr Oberinspektor legen großen Wert auf Forellen.“

Da raffelt's auf der andern Seite, wieder zweispännig. Aha, der Herr Oberinspektor aus der Residenz mit noch einem Herrn von der Regierung. Abermals fährt, diesmal von der Residenzrichtung her, ein Zug an der Station an, aber die Herren achten nicht darauf. So macht sich's besser und plästerlicher. Der Staat hat ja Geld wie Heu. Was liegt ihm u. s. w. Die andern machen's auch so.

Die vier Herren begrüßen sich, fragen nach dem Wohlergehen ihrer gegenseitigen Lieben daheim, nach dem neuesten Klatsch, Beförderungen zc. Man berät über das Mittagessen. Dann wendet man sich endlich zur Betrachtung des Loches.

Das ist eine böse Sache! Nämlich die Gemeinde Hintermmond weigert sich, an den Kosten für Reparatur der Dohle mit ihrem sonstigen Drittel teilzunehmen, da diese Dohle pures Eigentum des Fiskus sei und ihr

nicht den geringsten Nutzen bringe. Deshalb wurde seitens des Fiskus Augenschein genommen.

„He, Italiano, was wird die Reparatur da kosten?“

„Come habe sie gesagt?“

„Was das Ding kostet? Na, der Kuckuck mit dem welschen

Die Herren machten ernste Gesichter.



Kerl. Kann denn keiner der Herren italienisch?“

„Ah, costa? D, i verstand, costa swanzig Mark.“

Die Herren machten ernste Gesichter. Es handelte sich um ein Streitobjekt von 6²/₃ Mark. Wert genug, um vier höhere Beamte, vier Pferde, zwei Wagen und einen Straßenmeister in Bewegung zu setzen. Man muß den Vorteil des Staates mit Gut und Blut, nötigenfalls sogar mit Forellen verteidigen. Sehr ernste Beratung. Beschluß: man wolle die Gemeinde ersuchen, um des lieben Friedens willen güttsweise die 6²/₃ Mark zu erlegen. Wenn sie es nicht täte, sei es immer noch Zeit, daß der Staat bleche.

Fertig. Die schwere Tagesordnung ist wieder einmal erledigt. Nun muß man sich durch das übliche gute, bestellte Mittagessen dem Staat möglichst lang erhalten. Der Straßenmeister wird huldvollst verabschiedet. Er pilgert mit seinem Stecken die Straße heimwärts und raucht seine Pfeife, daß man es in der reinen Feldluft weithin riecht.

Die vier höheren Herren aber besteigen wieder die Chaisen und fahren nach dem Hirschen in Hintermmond, wo man bekanntlich am besten in der ganzen

Gegend zu Mittag ist. Dort hofft man heute außerdem noch den Oberförster zu erwarten, auch den Amtsrichter, den Bauinspektor, den Notar und den Steuereommiffär, alle in Amtsgeschäften. Ja, dort ist man gut, das weiß man bis ins Ministerium hinein.

Als die zwei Chaisen abgefahren waren, sah ihnen der Italiener lange nach, schüttelnden Kopfes. Dann sagte er: „Deutschland, verrückt Land. Fünf guck, eins schaff.“

Ternen und Cun.

Ein Stückchen aus dem Religionsunterricht zum Nachdenken für alle, die damit zu schaffen haben.



„Kinder, nun habe ich euch das vierte Gebot aufs genaueste erklärt. Und jetzt sage du mir das Gebot noch einmal!“

„Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß du lange lebest im Lande, das dir der Herr, dein Gott, gibt.“

„Recht! Und du, Wipfler, sage gleich dazu, was das heißt!“

„Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir . . . daß wir . . . daß wir keine Bilder anbeten, sondern —“

„Da hört doch alles auf. Hat der Kerl wieder geschlafen; wart, ich will dich wecken. Das vierte Gebot, Wipfler, du Murmeltier!“

„Daß wir die Sonn- und Feiertage —“

„Nein, das vierte, von Vater und Mutter.“

„Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir dem Nächsten sein Geld oder Gut nicht nehmen, sondern ihn darum betrügen.“

„Setz dich, du Faulpelz. Um 11 Uhr, wenn die Schule aus ist, bleibst du eine Stunde sitzen und lernst den Katechismus. Ich will's dem Herrn Lehrer sagen.“

Mein kleiner Wipfler, ein kurzer Knirps, setzte sich und bohrte die runden Fäuste in die Augen. Tränen so groß wie Erbsen quollen ihm zwischen den Fingern hervor. Mit dem Kerl seiner Lernerei wurde es aber auch täglich weniger. Ich beschloß, heute noch bei seinen Eltern nachzusehen und dieselben zu ermahnen, daß sie ihn zu fleißigerem Studium anhielten. Denn wie sollen Kinder ihre Kindesplichten erfüllen, wenn sie sich diese Pflichten nicht einmal einprägen wollen?

* * *

Ich trat in das Häuschen der Familie Wipfler ein. Es lag hinten im Wald. Die Tür zum Hausgang und zur Stube war offen. Ich trat ein und suchte nach irgend einem Bewohner des Hauses.

„Ist jemand da?“

Die Stimme kam aus der offenen Nebenlammer. Ich schaute hinein. Die Frau Wipfler lag abgekehrt im Bett und weinte.

„Was ist Ihnen denn, Frau Wipfler? Sind Sie krank? Davon weiß ich ja gar nichts.“

„Ach, Herr Pfarrer, ich bin schon seit vierzehn Tagen im Bett, so elend, daß ich meine, ich sterbe. Wenn ich aufstehen will, falle ich grad' um. Der Doktor sagt, es sei Blutarmut. Wo soll denn unjereins auch Blut her haben? Von dem Kaffee gibt es keins.“

„Sind Sie denn ganz allein im Haus? Wo ist Ihr Mann? Wo sind Ihre Töchter?“

„Ach Gott, Herr Pfarrer, Sie wissen ja, wie's der Wipfler hat. Er geht halt jeden Tag zu seiner Arbeit im Wald.“

Der Vater Wipfler war ein Lump. Den ganzen Tag hing er bei der Arbeit an der Bierflasche; zwischenhinein, damit er wieder rechtschaffenen Durst bekam, holte er die Schnapsguttere aus dem Leinensäcklein. Um seine arme Frau kümmerte er sich so gut wie nichts.

„Und weshalb ist keine Ihrer Töchter bei Ihnen?“

„Was soll ich auch mit denen anfangen? Die Große, die Kathrine, ist in die Stadt gegangen als Näherin, weil sie dort einen Liebhaber hat, der bei den Dragonern steht. Sie läßt mich einfach liegen. Und die Rosalie, ach Gott, Herr Pfarrer, ich will's Ihnen ein andermal erzählen. Ich bin jetzt zu schwach dazu. Es ist ein Jammer!“

„Und das waren einst meine besten Schülerinnen, wie ich sie selten gehabt habe. Aber wer versorgt Sie denn jetzt in Ihrer Krankheit?“

„Der Kleine, der Reinhard.“

„So? der noch in die Schule geht?“

„Ja, Herr Pfarrer. Wenn ich den nicht hätte, wäre ich schon im Boden. Morgens um vier Uhr steht er auf, mistet die Geißen, holt im Wald Futter und melkt sie. Dann macht er mir das Morgenessen. Und wenn er um elf Uhr aus der Schule kommt, kocht er die Milch ab und besorgt das Mittagessen, dann auch die Geißen. Mittags geht er in den Wald und sucht Beeren oder Tannenzapfen. Er hat manchen Tag schon fünfzig Pfennig verdient. Davon leben wir zu zweit fast ganz allein. Und Abends sorgt er wieder für alles und kocht zu Nacht, bis der Vater kommt. Dann lernt er noch. Aber das ist mein täglicher Jammer, daß ihm nichts in den Kopf will. Er hat gar keine Gedanken, ist auch so müd und schläfrig, daß er oft zwei Stunden an einem Sprüchlein oder Liebesvers lernt und doch nichts behält. Alle unsere Kinder haben gut gelernt, nur der nicht. So wird er auch heute wieder nichts gewußt haben und in der Schule sitzen bleiben müssen. Wer kocht mir da das Mittag-